

Ann Cotten: "Die Anleitungen der Vorfahren"

Reise in die Ambivalenz

Von Beate Tröger

10.04.2023

Schon mit ihrer ersten Veröffentlichung „Fremdwörterbuchsonette“ war die 1982 in Iowa geborene, heute in Berlin und Wien lebende Ann Cotten schreibend dorthin unterwegs, wo Denken, Handeln und Fühlen unserer Gegenwart kritisch auf den Prüfstand gestellt werden. Auch in „Die Anleitungen der Vorfahren“ unterzieht Ann Cotten zahlreiche Gewissheiten der Probe aufs Exempel. Diesmal geschieht das ganz konkret mit Blick auf die eigene Lese- und Schreibbiografie im Rahmen eines Recherchesemesters an der University of Hawai'i at Mānoa.

„Wenn sie den Geruch der zerbröselnden Seiten riecht, deren Farbe miniermottenbefallenen Rosskastanien ähnelt, fühlt sie Sehnsucht nach einer konkreten Abläufen angeschmiegeteren Zeitrechnung, in der der schnellste Austausch auch bei heißen Debatten in der materiell von Lieferkettend und Druckarbeiten getakteten Form dieser vergilbten Termitenfutterbündel stattfand. Sehnsucht zu fühlen nach einer Zeit, in der man selbst nicht möglich wäre, ist eine unheimliche Sache, aber als Frau ist das normal.“

Es gibt Momente in diesem Text, der zwischen Reisebericht, Essay, illustriertem Tagebuch und Gedichtband anzusiedeln wäre, wenn man ihn denn einordnen wollte, in denen klingt Ann Cottens Erzählerin ein wenig romantisch. Dabei kennt man Cotten sonst als scharfsinnige, schnell auffassende, noch schneller reagierende, unsentimentale Autorin. Und tatsächlich wendet auch hier ihre Erzählerin Sentiment gleich wieder in Analyse. Genau solche Kippunkte sind es, die „Die Anleitungen der Vorfahren“ so lesenswert machen.

Sich-Einlassen auf das Fremde

Man begleitet die Erzählerin während eines Recherchesemesters an der University of Hawai'i at Mānoa – einem Stadtviertel von Honolulu. Man trifft sie gelegentlich aber auch bei der Feldarbeit, an der sie sich beteiligt. Die Erzählerin experimentiert mit Gegensätzen. Mal schwenkt ihr Blick Richtung Europa. Dann wieder sieht man ihr zu, wie sie Polynesisch lernt, liest, nachdenkt, beim Aufenthalt in der Bibliothek abschweift:

„Sie steckt das Handy in die Tasche und nimmt wahr, im Maß wie sie wahrnimmt, ist sie hier, und doch genau in diesem Maß auch durchlässig, ohne Urteil.“

Ann Cotten

„Die Anleitungen der Vorfahren“

Suhrkamp Verlag, Berlin

160 Seiten

18 Euro

Die Reise ist ein Versuch, durchlässig zu werden, die Menschen an dem Ort besser zu verstehen, an dem die Mutter der Erzählerin geboren wurde, sich aber auch in weiterem Sinn auf andere Sitten und Gebräuche einzustellen. Es geht darum, eigene Wurzeln zu suchen, aber auch darum, neue Formen des Umgangs mit Traditionen und der Gegenwart zu finden. In der Fremde, in der Rolle der Reisenden gilt es ständig, mit Unwohlsein zurechtzukommen, zu verstehen, wer wem oder was welchen Wert beimisst.

„Wert als Feld reifer Ähren, deren Duft; eine Bibliothek, ein Maisfeld, das einem die Wangen ritzt wie so viele Buchseiten. Durchstoßen einer Umwelt, ein Einsickern, letztlich eine Osmose, in sukzessiven Augenblicken, Einatmen der Luft, da sein in einem Kontext, in dem man einerseits wohl nichts zu suchen hat und andererseits geduldet wird und drittens unerlaubt sich herausnimmt, zu sein.“

Die Analysen der Erzählerin, ihr Sich-Einlassen auf Fremdes, die Überprüfung der eigenen Identität haben in ihrer poetischen Schärfe etwas Bezwingendes:

„Wir ohne Wurzeln, die nirgendwo hingehören, als wo wir unter den Bedingungen der Assimilation akzeptiert werden, sind treibende Algen, aber keine bedeutungslosen Buchstaben. Wurzeln sind biegsam und brauchen stetig erneuerte Erde, sind der Baum und nicht das Gebäude, und wir liefern diese Erde, indem wir auseinanderfallen.“

Überprüfung der eigenen Sprech-Voraussetzungen

„Die Anleitungen der Vorfahren“ fragt nicht nur nach den Bausteinen von Identität, sondern auch nach dem Zusammenhang von eigener Tradition im Blick auf andere Traditionen. Das klingt kompliziert, ist aber höchst aufregend. Ann Cotten denkt über sich im Zusammenhang mit Formen des Kolonialismus, Rassismus, Sexismus und Klassismus nach, nie phrasenhaft, dogmatisch oder humorlos. Im Gegenteil: immer blitzt Witz auf, immer hält die Erzählerin sich selbst auf Distanz, auch indem sie von sich in der 3. Person spricht:

„Es schaut nicht gut aus hier, eine weiße Frau, egal was sie tut. Wenn harmlos, dann lächerlich; wenn effektiv, dann furchterregend oder bloß stressig. Was bei den meisten Frauen auf der Welt Würde und Macht ausstrahlt, schaut bei weißen aus wie Überhebung, Bemühen, Stress – und man muss wissen, was die Leute sehen, wenn sie einne ansehen. Jahrhunderte von Blödsinn bekommt man nicht so schnell aus dem Leib, Bewegungen und Reaktionen werden über Generationen vererbt. Sei nicht so eitel, sagt sie dann zu sich, sei halt nützlich.“

Ist dieser Text nützlich? Ja, indem er die Voraussetzungen seiner Sprechenden Stimme radikal überprüft. Diese Stimme sucht nach Perspektiven, die Verortung und Bewegung gleichermaßen ermöglichen, nach Wegen, sich Herrschaftsbeziehungen zu entziehen, Systemen, die auf Unterwerfung Schwächerer setzen, nicht zuzustimmen, nicht weiter Zivilisationsmüll aufzuhäufen – ein schwieriges, ernstzunehmendes Projekt, das Aporien in verzweifelter Hoffnung auf eine andere Welt furchtlos entgentreten möchte. Die Erzählerin kehrt von der Reise paradoxerweise verändert und zugleich unverändert zurück:

„Wenn jemand fragt, wie war Hawai‘i, dann sagt sie am Anfang darauf dies oder jenes, wählt etwas aus, wie früher, wenn sie fragten, wie Japan war. Aber es ist besser, solche Gespräche gar nicht zu beginnen. Normal, antwortet sie jetzt.“